

N. F. H. 63.

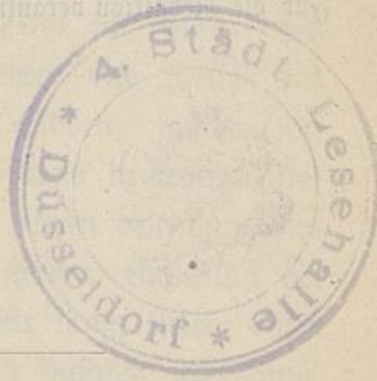
Oel

# Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich v. Blisloki

in Mühlbach.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. F. F. Richter).

1888.

Sitte und Ehrlichkeit  
der Siebentürer Zucht.

2 We

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.  
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holzendorff in München.

Verlag von  
Verlag von  
Verlag von

Die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnee, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berghalden voll Blättern und Blumen, voll kriechenden und fliegenden Gethiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, umgeben und durchziehen die Heimath eines deutschen Volkstammes, der unter dem Namen der Siebenbürger Sachsen bekannt ist. Ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends gleiten die Wogen und Wellen des Marosch- und Altflusses nach Osten und Süden, tauchen auf und leuchten herüber aus den Ebenen, um dann in traumhafter Ferne zu verschwinden. Hier fanden die ersten deutschen Einwanderer vor mehr als siebenhundert Jahren ein Stück der alten Heimath wieder und gründeten sich für lange Zeiten einen Sitz des Friedens, der Ruhe, des seligsten Glückes überhaupt. So mancher Sturm zwar brauste zerstörend über diese stillen Sitze deutscher Kultur, die zumeist ferne vom trübseigen Staube ausgetretener Heerstraßen lagen, aber stets kam eine Zeit, wo auch dieser vom deutschen Mutterstamme losgerissene Zweig des Sachsenvolkes den Einfluß eines Wiedererwachens fühlte, wo ein neues Leben, eine neue Energie, eine neue Kultur ihn beselte. In den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes spricht sich nicht nur sein ureigenthümliches deutsches Denken und Fühlen, sein Charakter auf eine eigenthümliche Weise aus, die Natur

selbst, in der dies Volk athmet, spiegelt sich getreu darin ab, der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Leben, sein Lieben und Leiden herniedersehauet, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen gewissen Einfluß ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird; dies alles drückt dem Volksleben der Siebenbürger Sachsen einen eigenthümlichen Stempel auf. Denn die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit ist ewig und unverwüßlich, und weil in Sitte und Brauch die wahre Gefühlsweise einer Nation ohne Schminke und Firlefanz, in ihrer echten Natürlichkeit zum Ausdruck gelangt, bleiben sie dem Volke als ein Theil seines Wesens lieb, unveräußerlich und vergehen nicht, das Volk müßte denn selbst spurlos vergehen.

Freilich immer tiefer versinkt die Vergangenheit und ihre Erinnerung auf den Grund des rascher stets und reißender daherfluthenden Stromes der Gegenwart mit seinem täglich immermehr gaukelnden Wellenspiel, — und nur hie und da ragt noch herauf aus dem Wirbel eine Erinnerung des versunkenen Lebens früherer Zeiten und Generationen, — bald ernst und finster, wie wettergrauer Fels, — bald wie ein Eiland mit rauschenden Bäumen- und duftigen Blumen. Rasch vorbeigetrieben im Strudel des Lebens blicken die Menschen staunend und neugierig auf diese Reste einer anderen fremden Zeit hin, und nur Wenige treten forschend näher zu diesen Denkmälern der Vergangenheit. Die es aber thun, rastend vom fliegenden Treiben der heutigen Tage, zu denen steigt der Geist der Zeiten herauf aus der Tiefe der Jahrhunderte und spricht zu ihnen von der markig ernsten, starren Kraft der versunkenen Geschlechter und von den lieblich zarten Blüthen reiner Poesie, zeigt ihnen das Leben fröhlich guter Menschen, die ebene, unveränderlich treue Menschennatur, den traulichen Kindersinn jener langverschollenen Zeiten. Doch nicht nur der Reiz eines Spiels

phantastischer Erinnerung sollte uns hinziehen zu solchen Ueberbleibseln aus alten Tagen im Leben und in den Sitten des Volkes, — tiefer und bedeutungsvoller Ernst spricht aus ihnen, und gewiß ist es eine nationale Aufgabe, alle solche Denkmäler in Sitten und Gebräuchen ebenso zu studiren, wie die steinernen Bauten und die alten Pergamente, „denn nur das tiefe, warme und lebendige Verständniß der Vergangenheit läßt die Gegenwart mit voller bewußter Kraft und Klarheit erfassen und mit freier Sicherheit den Blick in die Zukunft richten“. Wie die ersten Eindrücke der frühen Kindheit fest und unauslöschlich in der Menschenseele haften, — wie des Kindes Fühlen und Denken immer wieder zum Ausdruck kommt in dem Ringen der männlichen Kraft, so taucht auch im Leben der Nationen immer wieder und wieder hervor, was das Denken und Streben der vergangenen Generationen erfüllte; die Formen zerbrechen und erneuern sich, — aber der Geist der Völker wie der Geist des einzelnen Menschen schreitet vor als ein untheilbares und unzerstörbares Ganzes in zusammenhängender Entwicklung. Und wie der einzelne Mensch die Erinnerung seiner Jugend heilig hält, so sollen auch die Nationen sich versenken in das Verständniß der vor ihnen strebenden und ringenden Generationen, in die Erinnerung an das Wachsen und Werden des Volkslebens, besonders da sie in unseren Tagen herabsinkt auf zerbröckelnden Fundamenten, um bald vielleicht ganz in der Tiefe zu verschwinden.

Auf dem Boden des transsilvanischen Hochlands hat deutsche Sitte und Brauch eine Heimstätte gefunden, wo sie, umfluthet von sprachlich gesonderten Völkern, sich doch jahrhundertlang durch liebevolle Pflege aufrecht erhalten hat, und wenn auch der Zusammenhang der heutigen Gebräuche mit denen des Mutterlandes sich auf wenige Berührungspunkte beschränken mag, so wird man doch, abgesehen von den wichtigeren ethnologischen

Gründen, schon um jenes Zusammenhangs willen, einen kleinen Beitrag zur Kenntniß dieser Sitten und Gebräuche, wie wir ihn hier bieten wollen, vielleicht wünschenswerth finden; gleichen sie doch auch einem wilden Waldstrauß, wie wir ihn, frische Freude, Festtagsgefühle und Wanderlust im Herzen, befreit von der treibhausluftschluckerischen Kultur unserer Städte, draußen im Grünen zu brechen pflegen. Auch das Volk, dessen Gebräuchen und Sitten wir einige Zeilen widmen wollen, das Volk der Siebenbürger Sachsen wohnt nicht an der großen, ausgetretenen Heerstraße, die über Klausenburg nach Hermannstadt und Kronstadt führt, es wohnt nicht an den Eisenbahnen, an diesen lernen wir nur den „Bürger“ kennen, — das wohnt droben auf dem Berg, drinnen im weltfernen, einsamen Thal und in den Weingärten, im blühenden Gartenlande des Kokelflusses sowohl, wie da, wo aus dem steinigen Boden der Karpathenabhänge die Feldfrucht nur kümmerlich hervorsprießt. Sei hier das Klima noch so rauh, der Boden noch so unfruchtbar, so ist diese bergige Heimath den Siebenbürger Sachsen lieb und theuer. Ihr wenn auch beschränktes Leben im Elternhause bringt ihnen doch das unschätzbare Glück der Empfindung der Heimathlichkeit, „der trauten Kindertreue recht sicher geworden zu sein“, und dieser Herzenszug hält durch ihr ganzes Leben aus. Selten verläßt daher der sächsische Bauer sein Heimathsdorf, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nur, wenn Umstände, die zu ändern nicht in seiner Macht stehen, ihn zwingen, den Wanderstab zu ergreifen, dann verläßt er den heimathlichen Gau, um im benachbarten sein Fortkommen zu suchen. Das Brod in der Fremde ist für ihn stets nur ein bitteres Brod. Sinnig heißt es in einem sächsischen Volksliede:

Und als ich ging vor des Fremden Thür,  
Da schoben sie bald den Riegel dafür;  
Ich wandte mich um und schaute zurück:  
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!“

Und als ich kam zu der Fremden Herd,  
 Da war ich den Fremden so gar unwerth;  
 Ich wandte mich um und schaute zurück:  
 „Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!“

Und als ich kam zu der Fremden Tisch,  
 Da rückten sie das Brot vom Tisch;  
 Ich wandte mich um und schaute zurück:  
 „Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!“<sup>1</sup>

Freude am eigenen Herd, am eigenen Besitz hat der sächsische Bauer von seinen Vorfahren geerbt. Dies drückt er auch in den meisten Inschriften, mit denen er die Giebelwand seines Hauses schmückt, sinnig aus:

Das eigne Haus, der eigne Herd,  
 Ist mehr als Gold und Silber werth.

Oder:

Eigner Herd  
 Ist Goldes werth,  
 Ist er schon arm,  
 Ist er doch warm.

Dieser Heimathsliebe im engeren Sinne ist es auch zuzuschreiben, daß in früheren Zeiten wenigstens höchst selten ein Sachse eine „Fremde“, nicht in seinem Heimathsdorfe geborene Maid als Gattin heimführte. Und in dieser regen Heimathsliebe, die das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe, Kameradschaft und Freundestreue selbst in der Fremde nicht verblühen läßt, wurzelt der rege Eifer der Siebenbürger Sachsen, mit welchem sie die Interessen ihrer Nationalität fremden Einflüssen gegenüber vertheidigen und sich jahrhundertlang, zwischen fremde, gar oft feindlich gesinnte Völkerschaften eingekleidet, ohne Schädigung des ihnen eigenen, nationalen Gepräges aufrecht erhalten konnten. Diese Liebe zum eigenen Heim und zur engeren Heimath findet ihren Entstehungsgrund in der Erziehung der Kinder, und bezeichnend wird daher im

Siebenbürgisch-Sächsischen das Heimweh, jene tiefe Sehnsucht nach dem väterlichen Hof und Haus, „Mutterkrankheit“ genannt. Die Frau des Hauses, die liebevolle Mutter der Kinder, ist der Brennpunkt des sächsischen Heimwesens. Es ist die germanische Mutter, die im Haus und Hof waltet und schaltet, die Kinder lehrt und pflegt, für das größte, wie für das kleinste Bedürfnis der Erwachsenen sowohl wie der Kleinen, des Herrn (Wirthen) wie des Gesindes sorgt. Und die Stätte, wo sie gewaltet, ist dem erwachsenen Manne sein Leben lang heilig und lieb, und wenn die Mutterhände, die ihn bei seiner Konfirmation feierlich gesegnet, sich längst schon zum letzten Gebet gefaltet haben, da zieht noch gar oft beim Anblicke der eigenen Kinder die Erinnerung an „sie“ wehmüthig durch die Brust des Sohnes, der mitten in der harten Arbeit des Lebens, doch hier am „Hofe“ seiner Ahnen noch immer ein Stück von dem verlorenen Paradies der Kindheit, vom goldenen Märchenreich der Jugend vor sich sieht. Und wie hangen diese Mütter der Arbeit und des Fleißes an ihren Kleinen! Bevor noch der junge Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, wird für ihn gesorgt. Die Mutter darf am Samstag nicht spinnen, sonst wird das Kind vor der Zeit glasköpfig, sie darf nicht kauend über die Schwelle gehen, sonst wird es an häufigen Zahnschmerzen leiden, sie darf keine Hülsenfrüchte in der Schürze tragen, sonst bekommt das Kind einen unheilbaren Hautausschlag. Treten dann die Geburtswehen ein, so ist es gut, wenn der Ehemann die Deichsel vom Wagen lostrennt, denn dadurch werden die Schmerzen der Gattin gelindert. Sollte die Geburt gar schwer vor sich gehen, so ist es gut, wenn die Kranke mit den Federn einer schwarzen Henne, unter die man auch Schweinsborsten mischt, „geräuchert“ wird. Kommt das Kind auf die Welt, so müssen Thür und Fenster, selbst das Kaminloch geschlossen werden, bis daß der Säugling gebadet worden ist, damit die bösen Hexen (Truden)



ihn nicht „anblasen“ (anhauchen) können. Mit dem Wasser des ersten Bades werden die Brüste der Mutter befeuchtet, damit sie „Milch erhalte“, der Nest aber wird unter einen Baum geschüttet in dem Glauben, daß dadurch der Säugling „erstarke“. An das reichverzierte Häubchen des Kindes wird mitten über der Stirne von der Hebamme („Amtfrau“) schnell eine durchlöchernte Silbermünze oder ein rothes Bändchen mit den Worten genäht:

De bis ougen	Die bösen Augen,
solen senj bedrougen,	Sollen sein betrogen,
Won se det hej fandjen,	Wenn sie dies da finden,
Sole se erblandjen,	Sollen sie erblinden.

In die noch vom Urgroßvater „angestorbene“ (ererbte) Wiege wird ein Messer oder ein hölzerner Löffel gelegt, um den jungen „Erdenbürger“ vor den Belästigungen des Alp zu schützen. In den ersten drei Tagen des Säugens ist es gut, wenn die junge Mutter, bevor sie dem Kinde die Brust giebt, einige Tropfen Milch auf einen Hollunderzweig mit den Worten spricht:

Dem hontert gan ech et,	Dem Hollunder gönn' ich es,
Dem iwel nedj,	Dem Uebel nicht,
Wat krecht uch flecht,	Was friecht und fliegt,
Dem gan ech et,	Dem gönn' ich es,
Wat henkt, dem nedj.	Was hinkt (Hexen), dem nicht.

Dieser Hollunderzweig wird am Tage der Taufe verbrannt und die übriggebliebenen Kohlen sammt der Asche in einem Säckchen sorgsam aufbewahrt. Ist nämlich das Kind „berufen“ (beschrien, bezaubert) durch bewunderndes Anschauen eines Fremden oder durch scharfes Ansehen solcher Menschen, die einen „bösen Blick“ haben, so wird ihm ein Theil der Nabelschnur mit diesen Kohlen vermischt in Gestalt eines Pulverchens eingegeben. Hilft dieses Mittel nicht und giebt das Kind die „Krankheit“ durch unzeitiges Schreien und Weinen kund, so

wird ihm ein sogenanntes „Aescherchen“ auf folgende Weise gemacht: In ein Töpfchen kochenden Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden gegeben neun Glieder von Strohhalmen, welche beim Abpflücken in umgekehrter Ordnung von neun bis eins gezählt wurden; dann werden aus dem Zimmer, in welchem das Kind gewöhnlich liegt, etliche Stückchen Holz abgeschabt und zwar vom Herd- und Tischfuß, von der Thürschwelle, von der Wiege und jeder Ecke des Fußbodens; diese Stückchen werden ebenfalls in umgekehrter Ordnung gezählt und dann ins siedende Wasser geworfen. Darauf werden neun Messerspitzen voll Asche, welche gleichfalls in umgekehrter Ordnung von neun bis eins zu zählen sind, in das Wasser geworfen. Ist alles dieses aufgeköcht, so wird es in eine Schüssel geleert und das heiße Töpfchen darauf gestülpt. Zieht sich das Wasser aus der Schüssel ins Töpfchen hinauf (was nach physikalischen Gesetzen immer der Fall ist), so ist das ein Beweis dafür, daß das Kind berufen war. Mit dem in dieses Wasser getauchten Finger wird die Stirne des Kindes dreimal übers Kreuz bestrichen, wobei die Worte gebraucht werden: Esi wae sich det wäser änen zecht, esi säl der och det berofän fergón. Äm nume Gottes etc. (So wie sich dies Wasser hineinzieht, so soll dir auch das Berufen vergehen. Im Namen Gottes u. s. w.) Die Formel wird dreimal wiederholt, darauf giebt man dem Kinde neun in verkehrter Ordnung gezählte Tropfen von dem Wasser zu trinken.<sup>2</sup> —

Unter allen Umständen ist es gut, sobald wie nur möglich „das junge Ehezeiglein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Christen zu machen“. Der Vater begiebt sich daher schon einige Tage nach der Geburt seines „Stammhalters“, „angethan“ in dem vom Vater oder Großvater ererbten Festkleid, dem „Kirchenpelz“ zum hochwürdigen

Herrn Pfarrer und theilt ihm in langer, feierlicher Rede mit, „die Ursach' und Gelegenheit, was sich mit ihm zugetragen hat in seinem heiligen Ehestand; daß ihn Gott gesegnet hat nicht nur mit vergänglichen und zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeszurben, mit lieben Kindern, einem lieben Ehezeiglein; der Herr „Vater“ wolle es nun aus einem Heiden in einen Christen machen“. Auf dem Heimwege bittet er noch vier Taufzeugen, „das junge Ehezeiglein zur heiligen Taufe befördern zu helfen“. In jedem Hause, in dem er „vorgesprochen“ (eingefehrt), hat es einen „Ehrentrunf“ gegeben und überall muß er ein wenig sitzen, „um den Schlaf nicht mit fort zu tragen“. Spät Abends kehrt er heim, angestrengt von den Mühen der vielen „festlichen Reden“, die er hat „machen“ müssen, und trifft nun Vorkehrungen zur kommenden Taufe seines „Ehezeigleins.“<sup>3</sup>

Raum sind am nächsten Sonntagnachmittag die Besperglockentöne verklungen, so erscheinen in Festtagskleidern die beiden „Goden“ (Taufmütter) im Hause des Täuflings und die Jüngere grüßt das Kind also:

Bedinkt, bedinkt,	Bedenkt, bedenkt,
Wat gót ás schinkt,	Was Gott uns schenkt,
Et ász än anjel feny,	Es ist ein Engel fein,
Dem soln mer hedy goude seny.	Dem sollen wir heute Goden sein.
En híder nén mer mád,	Einen Heiden nehmen wir mit,
En krásten wáln mer bránjn,	Einen Christen wollen wir bringen,
Bleivt ás gesángd bás dór.	Bleibt uns gesund bis dahin.“

Nach vollzogener Taufe kehren die weiblichen Taufzeugen aus der Kirche, wo sie von den männlichen Taufzeugen erwartet wurden, nach Hause zurück, und nun legt die Ältere derselben das Kind zuerst auf den Tisch und spricht:

Hae légen ech dech af den dásch,	Hier lege ich dich auf den Tisch,
Te solt wósse, wae en fásch.	Du sollst wachsen wie ein Fisch.

dann auf den Herd, wobei sie spricht:

Hae légen ech dech af den hãrd,	Hier lege ich dich auf den Herd,
Te solt wósse denyem vóter	Du sollst wachsen deinem Vater
Och denyer móter wãrt.	Und deiner Mutter werth;

dann legt sie es auf das Bett und spricht:

Hae légen ech dech ar't bét,	Hier lege ich dich auf das Bett,
Te solt schwege bãs deny	Du sollst schweigen bis deine
Móter wéscht och béckt.	Mutter wãscht und bãckt.

Hierauf rufen beide Goden:

Pãtchen liaw, wóss, blej,	Pãtchen lieb, wach' und blüh',
Allet áglãck vun dir flej!	Alles Unglück von dir flieh'!
Gótes gist, gnód, hil och ségen	Gottes Geist, Gnad', Heil und Segen
Soj mád dir af alle wégen!	Sei mit dir auf allen Wegen!

Und nun geht es an den „Kaimes“, den Tauffschmaus, an welchem die nächsten Anverwandten und Freunde theilnehmen. Unter heiteren Gesprächen, Scherz und Spiel verläuft der Tauffschmaus, bei welcher Gelegenheit der sogenannte „Spießtanz“ nicht leicht fehlen darf. Zuerst tanzen ihn die Großväter des Tãuflings, dann Vater und Taufpathen. Der Tanz wird derart aufgeführt, daß zwei Spieße in Kreuzesform auf den Fußboden gelegt werden, worauf Tãnzer und Tãnzerin immer aus einem Spießwinkel in den andern springt.<sup>4</sup> Spät in der Nacht hebt der älteste Taufpathe mit einem „Heilsgruß“ auf den „neuen Christen“ die Tafel auf. Es ist Brauch, daß vor dem Austritt aus dem Hause die Taufzeugen noch einige Geldstücke in den Trog, in welchem das Kind gebadet wird, mit den Worten werfen: „Amtfrau“ (Hebamme) gebt Acht, daß ihr unseren Pãthen nicht verbrennt!“

Die auf die Geburt folgenden Wochen des „Einsitzens“ sind für die arbeitsame Bauernfrau eine lange, bange Zeit, denn sie muß das Zimmer hüten und darf nicht einmal die Thürschwelle überschreiten. Erst nach Ablauf dieser Zeit erlaubt

ihr der Herr „Vater“ (Pfarrer) den ersten Kirchgang, den sie, von der eigenen Mutter oder der „Amtfrau“ begleitet, thut und eine Wachskerze, einen Groschen und ein Brot auf den Altar legt. Nun ist der Bann von ihr genommen und bald trägt sie ihr Kind hinaus auf das Feld, wo es unter Korngarben den jungen Blick schon auf die „lohngekrönte Arbeit“ seines künftigen, mühevollen Lebensberufes richten mag. Draußen auf dem Felde ist an einer Querstange, die auf zwei sich kreuzenden zusammenlegbaren Beinpaaren ruht, eine kleine Hängematte (Schük) befestigt, die den Kleinen aufnimmt, während die Mutter hülfreiche Hand bei den Feldarbeiten leistet oder ihren „Blasengel“ (Blószánjel) mit den Worten in den Schlaf lullt:

Schlóf, Hanzi, schlóf!	Schlaf, Hänschen, schlaf!
De sijel säinjen äm hóf,	Die Vögel singen im Hof,
De kaze spänen af 'm hiert,	Die Katzen spinnen unter'm Herd,
De raze knäspen an der iert,	Die Ratten knuspern in der Erd',
Te bäszt mer tousent gälde wiert,	Du bist mir tausend Gulden werth,
Schlóf, Hanzi, schlóf! <sup>5</sup>	Schlaf, Hänschen, schlaf!

Und hört sie den ersten Donner, da legt sie ihren „Engel“ auf die Erde, damit er dadurch stark werde. Kehrt dann die friedliche Familie im Dämmerseine auf den „Hof“ zurück, da nimmt das „liebe Ehezwieglein“ der Vater aufs Knie und singt ihm, während die Mutter das Abendessen bereitet, allerlei Lieder zur Kurzweil:

Ich lász mer a részken wol beschló,	Ich laß mir ein Rößchen wohl beschlagen,
Ech lász et an der sailgasz gó.	Ich laß es in die Seilgass' gehn.
Dó et kom for't Hanzi sai dir,	Da kam es vor Hänschens Thür,
Dó wór en gálden brák,	Da war eine goldene Brüd',
Dó wór och mai gläck. <sup>6</sup>	Da war auch mein Glück.

oder:

Drá nane' kun äm rúr eraf	Drei Nane (Nornen) kommen aus dem Rohr herfür,
Se bránjen e káinjt gefangen;	Sie bringen ein Kind gefangen,

Se löchten et än en trigeltchen, Sie legten es in ein Trögelchen,  
Et schléft wä e rêne fjeltchen. Es schláft wie ein Regenbögelchen.

Dabei denkt sich der geplagte Mann: Ech gäv en gisz dräm, wón't gi ként“ (Ich gäbe eine Ziege darum, wenn es gehen könnte).<sup>7</sup> Auch die Zeit trifft bald ein, und der Kleine trappelt in seinen Kutschkern (Filzschuhe) allein in der Stube herum, und „eh' man sich versieht“, ist er schon so groß, daß er sich auf der Gasse herumtreibt, und wenn die Eltern ihn mit dem „Bisákesz“ schrecken, der die Kinder „von der Gasse wegstiehlt“, da zwischert er zur Antwort das Liedchen, das er von seinen Spielgenossen gelernt hat:

Bisákesz	Bisafes,
Drách hülz en't bakesz!	Trag' Holz in den Backofen!
Kam zeräck,	Komm' zurück,
Fal af de räk,	Fall' auf den Rücken,
Bräinj mer e stäck	Bring' mir ein Stück
Már híbesz mät!	Weichen Kuchen mit!

Im Winter, da ist der Junge auf die Stube angewiesen und guckt schon um Martini durch die eisüberzogene Straße, ob er nicht vielleicht den „Pelzmartin“ erblickt, der um diese Zeit herumgeht und sich die „guten Kinder merkt“, denen der „Krásztmän“ (Christmann) zu Weihnachten Geschenke bringen soll. Er hat dies alles von seinen ältern Kameraden gehört und kennt auch schon den Spruch:

Der Mierte gid äm hóf eräm, Der Martin geht im Hof herum  
En hót en weisze kózen äm. Und hat einen weißen Kózen um.

Und kommt die „Christwoche“, da getraut er sich nicht einmal an die Thüre zu greifen, denn draußen geht dann die eiserne „Adventkräm“ (Adventsau) herum, die alle bösen Kinder auffriszt. Endlich rückt auch der langersehnte Weihnachtsabend heran. Die Mutter hat die Kerzchen am schmucklosen Tannenbaum angezündet, und da erscheint der „Krásztmän“ mit

feinen Gaben, die in „goldenen“ Müssen, Äpfeln und Spielzeug bestehen. An manchen Orten stellt man ihn wirklich dar. Ein alter Backtrog wird umgekehrt, mit vier Füßen und einem Kopf versehen und weiß überzogen, daß er die Gestalt eines Pferdes erhält. Darauf sitzt der „Kräsztmän“, der in seinem Mantel die Gaben zur Bertheilung an die Kinder hat.<sup>8</sup>

Einsam und öde sind die Gassen des Dorfes zur Winterszeit, wenn aber das Eis geschmolzen ist, das den Bach, der mitten durchs Dorf fließt, monatelang bedeckt hat, da sieht man die Knaben auf irgend einem freien Platze mit dem sogenannten Kapra-Spiel beschäftigt. Ein Klotz wird mit drei Füßen versehen und heißt Kapra (rumänisch: Ziege). Darauf werfen dann die Buben mit der Absicht, die Ziege umzuschlagen.<sup>9</sup> Indessen spielen die Mädchen „Branefrá“ (Brunnenfrau). Ein Mädchen sitzt bei diesem Spiel auf dem Boden oder einem Fußschemel; es stellt die Brunnenfrau vor; die andern umwandeln es und singen:

Branefrá, Branefrá,	Brunnenfrau, Brunnenfrau,
Zech mich än de branen!	Zieh' mich in den Brunnen!

Kann nun das Sitzende eines der umwandelnden Kinder erfassen und zu sich ziehen, so muß dieses Brunnenfrau sein. Das Spiel gründet sich auf den Aberglauben, daß die Kinder aus Frau Holda's Brunnen kommen und — nach der heutigen Anschauung wenigstens, wenn sie ungetauft sterben — wieder dahin gehen. — Am ersten Mai pflegen in einigen Ortschaften die Kinder aus ihrem Kreise das „Mémädchen“ zu wählen, welches mit Bändern geschmückt und mit jungem Laube so überkleidet wird, daß es nicht sehen kann und geführt werden muß. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geschenk, die sie dann gemeinschaftlich verzehren.<sup>10</sup> Am Himmelfahrtstage erfreut in einigen Ortschaften das „Lodaustragen“ die Kinder. Nach dem Vormittagsgottesdienste machen

die Mädchen den „Tod“, der aber als weibliche Person dargestellt wird. Eine ausgedroschene Korngarbe, an welcher der obere Theil zusammengebrochen und unterbunden den Kopf bildet, wird hierzu verwendet. Der Kopf wird mit einer rothen Haube aufgepußt; die Stelle der Augen vertreten zwei große, schwarzknöpfige Stecknadeln, die Arme bildet ein durch den Strohschaub gesteckter Stecken, Nachmittags beginnt der Umzug. Zwei Mädchen fassen den Tod unter den Armen und schreiten voran; paarweise folgen die andern. Die ausgeschlossenen Knaben begaffen den „schönen Tod“. Ist der Umzug durch die Gassen unter Absingung eines Kirchenliedes vollendet, so begeben sich die Mädchen in ein Haus, entkleiden den Tod und der nackte Strohschaub wird den Knaben beim Fenster hinaus übergeben. Diese stürmen damit zum nächsten Bach und werfen ihn in das Wasser. Mit dem dem „Tode“ entnommenen Schmuck wird nun ein Mädchen als „Königin“ bekleidet und durch alle Gassen geführt. Dann begeben sich Alle in das elterliche Haus der „Königin“, wo zusammengetragene Schwaaren verschmaust werden.<sup>11</sup> — Der zweite Ostertag vereinigt wieder die Kinder zu allgemeiner Freude. An diesem Tag begießen die Knaben Mädchen und Frauen, wofür sie von diesen rothe Eier zum Geschenk erhalten. Ueberall ist es Brauch, daß die Kinder in dieser Zeit gefärbte Eier gegeneinanderstoßen; wessen Ei dabei unverfehrt bleibt, gewinnt das Ei des Gegners . . . .

„Wier nichen käinj huot, wisz net woräm e lieft“ (Wer keine Kinder hat, weiß nicht warum er lebt), sagt das Sprichwort, und so getröstet sieht der Vater seine „Ehezweigelein“, eines nach dem andern heranwachsen; kaum hat eins die Dorfschule „mitgemacht“, so muß er schon daran denken, daß der „Junge“ ein „ordentliches Festgewand“ zur bevorstehenden Konfirmation bekomme. Sie sollen nur „gut gerathen“ sein, dann wird schon Gott „alles gut fügen“, so denkend, läßt er



seinen „Aeltesten“ unter die Konfirmanden aufnehmen und freut sich im Herzen, daß er nun auch einen „großen“ Sohn habe, der zwar „mehr zur Mutter zieht“, aber ihm doch „wie aus dem Bein geschnitten“ ähnlich aussieht. Am Konfirmationstage kann er dem hochwürdigen Herrn „Vater“ mit gutem Gewissen sagen, daß er seinen Sohn „schön“ erzogen habe und gar oft das Sprichwort: „De rá t wiert de galjen uof“ (Die Ruthe wehrt den Galgen ab) beobachtet habe. —

Wenn der Junge sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht hat und konfirmirt worden ist, so muß er in die „Bruderschaft“ eintreten, die alle konfirmirten Jünglinge („Knechte“) bis zur Verheirathung zu einem Bruderbund vereinigt, „mit genau begrenzter, selbständiger Gerichtsbarkeit unter freigewählten Beamten, dem sogenannten Altknecht, Wortknecht und Schaffner, die das gesammte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrecht, oder nach bestimmt formulirten Gesetzen (Bruderschafts-Artikeln) an festgesetzten Gerichtstagen („Zugang“ genannt) Streite schlichten, Recht sprechen und strafen.“ Die Aufnahme in die Bruderschaft geschieht an einem „Zugangstag“, bei welcher Gelegenheit an Seilen befestigte mächtige Steine, Geschirrstücke, Balken an den Hals der jungen Brüder gehängt werden, bis sie von der Last zu Boden sinken. Die sinnbildliche Bedeutung dieses seltsamen Brauches ist wohl darin zu suchen, daß sich „der neue Bruder in unwandelbarem Gehorsam in die Pflichten und Lasten des neuen Lebenskreises zu fügen habe“. <sup>12</sup> — Von der Zeit an, wo der Jüngling in die Bruderschaft aufgenommen worden ist, hat er das Recht; auf dem „Tanzboden“ zu erscheinen und an den Lustbarkeiten der Brüder und Schwestern, der konfirmirten Jungfrauen, theilzunehmen. Und an althergebrachten Lustbarkeiten fehlt es nicht. Im Sommer ist es der Tanz, im Winter die Spinnstube, wo sich die Jugend versammelt. Unter Scherz,

Gesang und Spiel vergeht die Zeit in der Spinnstube. Die Mädchen sitzen im enggeschlossenen Kreis, während die Burschen außerhalb des Kreises Platz nehmen und bei Strafe weder in den Spinnkreis treten, noch rauchen, noch aber „die Mädchen beunruhigen“ dürfen. Da ertönen die Lieder von den jugendfrischen Lippen und manche Liebeserklärung findet im Gesang ihren Ausdruck. Wie oft singt in der Spinnstube der Bursche seiner Geliebten vor:

Und alle weißen Blumen, Die blühen auch weiß, — Ich hab' ein inniges Schätzchen, Das ist auch schneeweiß.	Und alle blauen Blumen, Die blühen auch blau, — Ich hab' ein inniges Schätzchen, Das ich gerne schau.
--	--

Und alle rothen Blumen, Die blühen auch roth, — Ich hab' ein inniges Schätzchen, Das Liebe mir bot.	Und alle grünen Blumen, Die blühen auch grün, — Ich hab' ein inniges Schätzchen, Das lohnt mein Bemühen.
--	---

Und alle gelben Blumen,  
Müssen gelb auch sein, —  
Ich hab' ein inniges Schätzchen,  
Das will ich mir frei'n!<sup>13</sup>

Und kommt dann gar der sogenannte „Gainzelniüwend“ (Rocken-Abend) heran, so erreicht die Unterhaltung in der Spinnstube ihren Höhepunkt. Am Freitag vor Christtag zerbrechen und verbrennen die Knechte den Mägden vor Mitternacht die mitgebrachten Rocken (Gainzelröken) sammt dem Hansbünd (Kotj). Darum nehmen die Mägde an diesem Abend nur Stecken und schlechtes Werg in die Spinnstube mit. Nach dem Verbrennen der Rocken folgt gemeinsame Unterhaltung bei Trank und Schmaus und Scherz. Es herrscht nämlich der Glaube unter den Sachsen, daß man die drei Tage vor Weihnachten nicht spinnen, noch kauend über die Schwelle gehen darf, sonst bekommt das Vieh Maden, gegen die dann selbst die „erprobte“ Formel:

Gáden morjen, brainaszel!	Guten Morgen, Brennessel!
Onser ká huot muaden;	Unfre Ruh hat Maden;
Sai se wais oder rüt.	Seien sie weiß oder roth,
Bász morn sen se dát!	Bis morgen seien sie todt;

die man vor einer Brennessel herzusagen hat, nichts hilft. —

In der Christnacht entzündet die Burschenschaft auf einer nahen Anhöhe ein Freudenfeuer, in das die Mädchen des Dorfes ausgedroschene Garben unter Absingung eines Kirchenliedes werfen. Unter Lärm und Sauchzen kehrt dann die Jugend in ein Haus des Dorfes ein, um die Nacht beim brennenden Kräszgrumpesz (Christholzbloß, der ans Feuer gelegt wird) zu „durchmessen“ d. h. zu durchwachen, wobei die Mädchen für den nächtlichen Frühgottesdienst des ersten Christtages Sterne, Kreuze oder Kränze aus Wintergrün um die Wachskerzen flechten.

Ist der Winter aus dem Lande gezogen und beginnt das Grün auf den Berghalden schein hervorusprießen, da vereinigt bis tief in den Herbst hinein nur noch der Tanz am Sonntagsnachmittag die Dorfjugend nach der Vesper zum Vergnügen. Größere Lustbarkeiten giebt es wohl auch im Sommer, wenn die Bruderschaft gegen die bevorstehenden Feldarbeiten die Feldbrunnen gereinigt und dem Pfarrer und der „Gemeinde“ kleinere Dienste erwiesen hat; dann vereinigt zu Ostern und zu Pfingsten der Tanz um den Mast und das Rad wieder die Dorfjugend zu allgemeiner Lustbarkeit. Auf einem freien Platze wird ein hoher Mast aufgestellt, auf dessen Spitze ein Wagenrad nebst einer Weinflasche angebunden ist; an den Speichen des Rades hängen Kränze und Kronen herab, welche die Mägde aus Garten- und Feldblumen gebunden haben. Wer Muth und Geschicklichkeit hat, erklettert den Mast und leert die Flasche, indem er eine reiche Zahl von „Gesundheiten“ ausbringt, während die Mägde das Lied singen:

Es flog ein kleines Vögelein,	Es zieht mich zum Geliebten hin,
∴ Nach [Beiden] flog es aus ∴	∴ Weil ich geneigt ihm bin ∴

Es kam ein loser Bauerknecht,	Laß stehn, laß die Rosen,
∴ Von ferne kam er her ∴	∴ Die Rosen, die sind mein ∴
Wollt' sich die Rosen brechen	Brich ab dir die Brennesseln,
∴ Die längst des Weges steh'n ∴	∴ Bind' dir ein Kränzlein draus ∴

worauf der Chor der Knechte antwortet:

Wir können sie nicht abbrechen,	Gut Essen und gut Trinken
∴ Sie brennen allzusehr ∴	∴ Dazu sind wir bereit ∴ <sup>14</sup>

Nach Beendigung des Gesanges werden die Kränze herabgeschüttelt und alles tummelt sich, einen zu erhaschen. Tanz und Schmaus beschließen diese Festlichkeiten.

Doch gar bald nimmt für den Burschen dies Leben „voll Lust und Herrlichkeit“ ein Ende. Er muß sich zur Stellung begeben und wird Soldat, „wird unter das kaiserliche Volk eingereiht“. Da folgt eine dreijährige, gar trübe Zeit für den Jüngling! Von der Bruderschaft begleitet, nimmt er Abschied von Freunden und Bekannten, von der Maid, die sein „Herz gewonnen“, von Vater und Mutter — so wie es im Liede heißt:

Scheiden, ach! Scheiden, wer hat dich erdacht,  
Daß du mein Herz hast in Trauer gebracht?  
Ich zieh' in die Ferne, Gott gebe euch Glück!  
Er weiß es allein, ob ich kehre zurück!

Ich setzte meinem Vater ein Röslein auf den Tisch;  
Mein herziger Vater, bleib gesund und frisch!  
Ich zieh' in die Ferne u. s. w.

Ich setzte meiner Mutter ein Röslein in Ehren:  
O goldige Mutter, wie lang wird es währen?  
Ich zieh' in die Ferne u. s. w.

Ich setzte meinem Schätzchen ein Röslein an die Wand:  
O du Geliebte, reich' mir die Hand?  
Ich zieh' in die Ferne u. s. w. u. s. w.

Ach Scheiden, ach Scheiden, wann thust du nicht weh?  
Wann auf dem Birnbaum weiße Rosen ich seh'!  
Auf dem Birnbaum blühen wohl Rosen nie;  
Im Scheiden und Meiden ich bald verblüh'.<sup>15</sup>

Von den Kameraden und der weinenden Mutter begleitet, begiebt er sich in die nächste Stadt, um „des Kaisers Rock anzuziehen“. An der Grenzmarkung blickt er noch einmal zurück auf das geliebte Thaldorf, das sein ganzes Sinnen und Minnen umschließt, und wehmüthig durchzittert der letzte Abschiedsgefang die herbftlich-rauhe Luft:

Viel sind wir miteinander gegangen,

Ach, inniges Herzchen mein!

Wir sind uns am Halse gehangen, —

Geschieden doch muß es sein!

Ach, inniges Herzchen mein!

Viel sind wir bei einander geseffen,

Ach, inniges Herzchen mein!

Saben gar oft auf den Schlaf vergesseffen, —

Geschieden doch muß es sein!

Ach, inniges Herzchen mein!

Nun zieh' ich allein meine einsame Straßen,

Ach, inniges Herzchen mein!

Und wirft du mich einmal vergesseffen, verlassen,

Mag Gott dir ein Helfer sein!

Ach, inniges Herzchen mein! . . .

„De zedj vergít, ám wéch se nást stírt“ (Die Zeit vergeht, im Weg sie nichts stört), sagt das Sprichwort, und auch des Burschen Dienstzeit „draußen unter dem kaiserlichen Volk“ ist abgelaufen und heim kehrt er nun als strammer „Reservist.“ Da giebt es nun „Gastereien“ und Schmäuse, die im Anfang des „Heimgekehrten“ Zeit ganz in Anspruch nehmen. Langsam kehrt er „ins alte Geleise“ zurück, arbeitet „auf seines Vaters Hof“, bis daß er endlich daran denkt, sich zu verheirathen und einen eigenen Herd zu gründen. Ist ihm seine Jugendgeliebte „in Treuen verblieben“, so ist die Wahl gar leicht getroffen, wenn aber nicht, dann geht es ihm schwer und bedächtig neigt er sich bald zur Einen, bald zur Andern, denn es heißt: „Ousz der wuol, de kwuol“ (Aus der Wahl die Dual). Glaubt er

„die Richtige“ gefunden zu haben, dann ist das „Uebrige“ gar bald „bestellt.“

Die Hochzeiten werden gewöhnlich nach beendeter Feldarbeit, im Herbst abgehalten. Der erste Schritt dazu wird durch die Werbung oder das „Heischen“, Verlangen gethan.<sup>16</sup> Der Bursche begiebt sich in Begleitung eines nahen Verwandten als Brautwerber („Wortmann“) zu den Eltern seiner Geliebten, bei welchen dieser in feierlicher Rede um die Hand des Mädchens anhält. Gewöhnlich werden in dieser Beziehung wenig Bedenken getragen, denn der Sachse hält sich an sein Sprichwort: „Das Mädchen ist eine Waare, gib sie hin! je länger man sie hält, desto weniger sie gefällt!“ (Det metchen äs en wór, gáf se dór! ä länjer em se hält, ä weniger se gefällt!) Sind die Eltern des Mädchens mit dem Wunsche des Brautwerbers einverstanden, so besiegelt ein frohes Mahl, das sogenannte „Brautvertrinken“, die Wichtigkeit des Tages, wobei freilich die „Mitgift“ das Hauptgespräch bildet, denn der sächsische Bursche befolgt, wo eben nur möglich, den Rath seiner Altvordern: „Sieh nur mit einem Aug' auf die Maid, mit dem andern auf das, was sie hat!“ (Säch nor mäd énem úg aft méche, mäd genem af dat, wad et huot).

Vier Wochen nach dem „Vertrinken“ folgt der Ringwechsel, das „Freien“ oder „Eigenmachen“, das im Pfarrhause in Gegenwart der beiden Verlobungszeugen vollzogen wird. Diesen pfarramtlichen Akt beschließt ein Familienfest, an welchem sich nur die zwei neuen „Freundschaften“ (Verwandtschaften) betheiligen. Von nun an gilt die Verbindung der Brautleute für gesichert und werden nun Zurüstungen zur „Hochzeitswoche“ getroffen. Den Sonntag vor der „Hochzeitswoche“ schickt der „Altknecht“ sechs „Brüder“ in jedes Haus des Dorfes, die die Hausthüre öffnend, den Ruf erschallen lassen: „Bringt Rahm!“ Dieser Ruf enthält eine tiefe Bedeutung, denn er gilt für eine

Aufforderung, ins Hochzeitshaus irgend eine freundliche Gabe zu schicken. Nun beeilt sich auch Jeder, vor dessen Gassenthüre der Ruf erschollen ist, ins Hochzeitshaus Milch, Rahm, Butter, Mehl, Speck, Eier, Fleisch u. dergl., seinen Vermögensverhältnissen angemessen, zu liefern, wofür er sich dann gleichsam das Recht erwirbt, an den Festlichkeiten der Hochzeitswoche theilzunehmen. Den Abend vor der Hochzeit versammeln sich die Anverwandten des Bräutigams im Hause des Bräutigams, die der Braut im Hause der Braut zu einem Mahle, bei welchem ein altfächsisches Gericht, die „Balekächen“ (Gedärmsuppe), die Hauptrolle spielt und dem Vorabend des Hochzeitstages den Namen „Balenowend“ giebt. Nach aufgehobener Tafel geht aus dem Hause des Bräutigams ein Abgesandter ins Haus der Braut, trägt zum Zeichen der beendeten Mahlzeit Knochen und andere Speisereste an einer langen Gabel mit und ladet „die neuen Freunde“ auf einen Trunk Wein und einen Tanz ein.

Bricht endlich der langersehnte Trauungstag („Ehrentag“) heran, so begeben sich die dazu bestimmten beiden Freunde des Bräutigams, die sogenannten „Lader“, im Sonntagschmuck und versehen mit einem huntbemalten Stock, dem „Laderstöckchen“ zu allen Verwandten des Bräutigams und der Braut, um sie nochmals zum Hochzeitschmaus einzuladen. Ist die Trauung vollzogen, so gehen beide „Freundschaften“ unter Vorantritt eines guten Sängers und unter Absingung eines Kirchenliedes ins Haus des Bräutigams. Bei diesem Einzug in des Mannes Haus findet die Braut im offenen Thore vor einem umgeschlagenen Bottich, der als Pult dient, eine verummte Gestalt mit langem, weißem Bart, die ihr und ihrem Gefolge so lange den Eingang zu verwehren sucht, bis nicht die „Köchin“ des Hochzeitschmauses einen Mchentopf vor den Bottich geworfen hat. Im Hofe beginnt nun Beschenkung des jungen Paares von seiten aller Hochzeitsgäste, das sogenannte „Gaben“, wobei der

Vater der Braut seinem Schwiegersohne einen blanken Pflug als Symbol seines Standes überreicht. Sind die empfangenen Gaben „verordnet“, d. h. an den ihnen bestimmten Ort gebracht, so nimmt das Mahl, der Tanz und die Unterhaltung überhaupt ihren Anfang.

Um kein anderes Fest hat sich so viel des ältesten heidnischen Rechtes, Glaubens und Kultus gelagert, wie um die Hochzeitfeier. „Wie bei allen sächsischen Volksfeierlichkeiten, so fehlt es noch weniger hier, von Anfang bis Ende an allerlei symbolischen Handlungen;“ besonders giebt es vielerlei Mummereien mit stehenden Typen, mimische und dramatische Vorstellungen. Hierbei sind die alten germanischen Götter gleichmäßig bedacht; Wodan durch die sogenannte Hochzeitspredigt, das Gänserennen, der Donnergott durch den Rößchentanz, Freia durch das Rockenlied und Hel durch verschiedene andere Darstellungen, lauter Reste heidnischer Festvorstellungen, wie sich glücklicherweise noch bei mehreren nachweisen läßt.

Wir wollen im Folgenden einige dieser auf heidnischer Reminiscenz beruhenden Hochzeitsgebräuche betrachten.

Der Hochzeitsprediger reitet mit langem grauen Barte, in ein langes, weißes Gewand gehüllt, auf den Schultern eines Knechtes unter die Hochzeitsgäste und hält, der äußeren Form nach, eine Predigt, in welcher er, voll komischer Einfälle, die Gegenstände der Mitgift bespricht. „Dieser Hochzeitsprediger mit dem langen Gewande ist kein anderer als Wodan, und der Knecht auf dem er hereinreitet, stellt das Roß Wodans dar.“ Auch eine andere Hochzeitfeierlichkeit, das sogenannte Gänserennen, weist auf den alten Wodankultus hin. An zwei aufgerichteten Balken wird nämlich ein Seil quer aufgespannt und daran eine Gans oder eine schwarze Henne an den Füßen aufgehängt, so daß ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter nur mit Mühe ihren herabhängenden Kopf erreichen und fassen kann. Junge Bursche reiten in wildem Rennen unter dem Seile durch,



erheben sich soweit nur möglich im Sattel und suchen der Gans oder der Henne den Kopf abzureißen, der dann dem Sieger vom Bräutigam ausgelöst werden muß. An manchen Orten wird diese Gans oder schwarze Henne von den „Ladern“ in geheimnißvoll verdecktem Zuber der Braut geschenkt. — Bisweilen wird bei Hochzeiten auch das sogenannte „Königslied“, eine dramatische Darstellung, aufgeführt, die, wenn auch kein eigentlicher Todtentanz, so doch die Bedeutung eines solchen hat und den Triumph des Todes darstellt. Die Personen sind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König thut nachschleichen“ und, da dieser sich trotzig geberdet, ihn mit tödtlichem Pfeil trifft. „Man sieht, der Inhalt des Stückes paßt wenig zur Aufführung bei einer Hochzeit. Aber das Königslied wie die Todtentänze sind aus älteren heidnischen Festspielen allmählich erwachsen und jenes könnte leicht an die Stelle eines solchen heidnischen Spieles getreten sein, das einst zu Ehren der Todesgöttin, die auch die Lebens- und Ehegöttin war, auf Hochzeiten aufgeführt werden mochte.“<sup>17</sup>

Eine gewiß uralte dramatische Darstellung ist der sogenannte Kößchentanz, in welchem sieben Personen auftreten. An der Spitze steht ein „Oberst“, dem ein „Unteroberst“ gehorcht. Im Gefolge erscheinen zwei Walachen, der eine heißt Szurdule und stellt einen Tauben dar, der andere, der „lustige Kráwák“ genannt, ist der Spaßmacher. Die beiden Walachen führen eine Ziege mit, die durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt wird. Der Zweck der Darstellung ist, zwei Kößchen zur Belustigung der Hochzeitsgäste tanzen zu lassen. Diese treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern behangen auf und tanzen nach einer eigenthümlichen, nach dem  $\frac{2}{4}$ -Takt gemessenen Musik den sogenannten Kößchentanz. Der Inhalt der Handlung ist folgender: Zuerst tritt, vom Obersten geschickt, der lustige Kráwák

ein und bittet in walachischen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geschickt habe, bleibt aber dann beim „guten Leben“, ohne dem Obersten Antwort zu bringen. Da schickt dieser den Unterobersten hinein. Dieser grüßt die Versammlung und fragt im Namen des Obersten an, ob er mit seinem Gefolge hereinspazieren dürfe; er habe auch zwei schöne, geschickte Pferde,

Schön geziert,  
Hoch gemandirt,  
Wie es sich auf Hochzeiten gebührt.

Sobald die Erlaubniß zum Eintritt gegeben ist, kommt der Oberst mit dem Tauben, der Ziege und den Rossen herein und spricht: „Laßt euch nicht wundern, daß ich bin hereingekommen mit meinem ganzen Corps:

Ich bin kommen von weitem,  
Durch Land und Leute;  
Ich bin gekommen mit meinem Corps  
Wie ein Rohr.  
Doch steht mir kein Feind nicht vor.  
Als aber in diesem Ehrenhais  
Beim wohlschmeckenden Hochzeitschmaus  
Meine Köffel die Saiten hörten klingen,  
Wollten sie mit Gewalt hereinspringen.“

Der Oberst erbietet sich nun

Seine Köffel vorzuführen  
Und rechtichaffen zu probiren.

Nachdem hierauf ein Platz zum Tanz für die Kößchen und die Musik zur Verfügung gestellt worden ist, spricht der Oberst zu den Kößchen:

Kommt nur, kommt, ihr lieben Köffel,  
Fürcht' euch nicht, ich steh' für euch,  
Tretet zu und halt' euch recht,  
Wir sind echte Bauernknecht',

Heute sind wir schöne Herrn,  
 Schöne Mädchen haben wir gern,  
 Schöne Weiber wollen wir kriegen  
 Und ihnen auch die Kinder wiegen.  
 Wir sind kommen in dies Haus,  
 Müssen aber bald hinaus;  
 Wir sind kommen in dem Mai,  
 Unsere Rosse fressen doch kein Heu;  
 Wir sind kommen über die Gassen,  
 Unsere Pferde saufen doch kein Wasser;  
 Wir sind kommen weite Straßen,  
 Haben Vater und Mutter verlassen;  
 Wir sind kommen bis hieher,  
 Unsere Pferde gehn doch nicht schwer;  
 Wir sind kommen im August,  
 Unsere Pferde haben doch noch Lust;  
 Wir sind kommen im Oktober,  
 Unsere Pferd' fressen doch kein Hower. —  
 Jetzt wendet euch zu eurem Unterherrs,  
 Der wird euch was andres lehren.

— — — — —  
 — — — — —  
 Morgen, wenn wir haben gessen,  
 Gehn wir in die Scheune dreschen,  
 Heute sind wir große Herrn,  
 Morgen fahren wir um „Därn“.  
 Tret' nur zu und halt' euch fest,  
 Ihr werdet jetzt gar bald erlöst;  
 Tretet scharf zu, halt' euch fein,  
 Als ging't ihr in den Keller hinein  
 Zu dem alten kühlen Wein,  
 Da wollen wir dann lustig sein.

Dann wird der Köpchtanz aufgeführt. Während des Tanzes hat der Lustigmacher Gelegenheit, seine Possen anzubringen. Nach einem Zwischenakt possenhafter Natur folgt die eigentliche Handlung. Der Hochzeitvater will dem Obersten die Biege abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kráwák oder den Szurdule. Keiner will aus des Obersten Dienst treten und beide preisen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Obersten.

Zulezt vereinigen sich beide, die Ziege, nachdem sie mit ihr in die Wette getanzt, todt zu schlagen. Der Oberst wird darüber zornig. Da nehmen die Walachen ihre Knittel und blasen der Ziege damit einen „lebendigen Odem“ ein, so daß sie wieder tanzt. Zulezt wird nochmals ein Köpchtanz aufgeführt.<sup>18</sup> —

Am zweiten Hochzeitstag oder „Jungfrauentag“ versammeln sich die Gäste im Hause der Braut, wo Vermummte die junge Braut erwarten und ihrem Gatten stehlen, der sie dann im Kampfe zurückerobern muß. Unter Scherz und Spiel, Schmauserei und Tanz vergeht die Hochzeitswoche, an deren letztem Tage, dem sogenannten „Ausſchenktag“, sich die Gäste auf das „Uebriggebliebene“ versammeln. Am Morgen dieses „Ausſchentages“ gehen junge Knechte und Mägde in aller Frühe nach der Wohnung des jungen Ehepaars, wecken dasselbe auf und reichen ihnen einen „Hanklich“ (Kuchen), in welchen Kuh- oder Schweinshaare, Federn und Eierschalen eingebacken sind. Die jungen Eheleute müssen vom Gebäck wenigstens einen Bissen verzehren, sonst haben sie in ihrem wirthschaftlichen Leben mit den Hausthieren kein Glück. An manchen Orten müssen die jungen Eheleute eine sogenannte „Heusuppe“ — über Heublumen wird heißes Wasser gegossen und sodann abgeseiht — miteinander essen, sonst gedeiht das Vieh nicht. — Abends wird das sogenannte „Rockenlied“, ein dramatisches Spiel, aufgeführt. Die Gespielinnen der jungen Frau bringen ins Hochzeitshaus einen Spinnrocken, mit Hanf überzogen, an dem Eierschalen, Blumen, Äpfel und Nüsse hängen. Im Hausflur singen sie das „Rockenlied“, das also beginnt:

Mer wäle gön	Wir wollen gehn,
Mer wäle stón,	Wir wollen stehn,
Mer wäle er janger Frá en róken	Wir wollen der jungen Frau einen
drón.	Rocken tragen.
Ai! wat dró mir ár án't housz?	Ei was tragen wir ihr ins Haus?
Fil ir uch gläck u. s. w.	Viel Ehr' und Glück u. s. w.

Nun folgt eine Reihe guter Wünsche und sittlicher Ermahnungen. Mit den Worten des Schlusses:

Nid en! zebreçht en!	Nehmt ihn! zerbrecht ihn!
Känd er en ned zerbréchen,	Könnt ihr ihn nicht zerbrechen,
Se sterft ij ir jang man	So stirbt euch euer junger Mann
Am alerirste jór,	Im allerersten Jahr,

lassen alle im Zimmer Anwesenden den Spinnrocken und ziehen daran; die Bringerinnen leisten Widerstand, indem sie den Schluß fortwährend wiederholen. Endlich siegt die Partei im Zimmer, der Rocken wird hineingezogen und der junge Mann zerbricht ihn über dem Knie. Es herrscht dabei der Glaube, daß, wenn der Mann den Rocken nicht sogleich mit eigener Hand zerbrechen kann, er schon im ersten Ehejahr stirbt. Die Eierschalen, Äpfel und Nüsse, womit der Rocken behangen ist, weisen als Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit auf einen alten mythischen Brauch zurück, der seine Alterthümlichkeit bereits stark verloren hat, aber noch immer die ehemalige Bestimmung errathen läßt.

Nach der Trauung scheiden Mann und Frau aus der Bruderschaft und Schwesterschaft und treten in den Verband der „Nachbarschaft“ über, einer neuen Gemeinschaft, die alle selbstständigen Hauswirthe der Gemeinde umfaßt und ihnen zur Erreichung bestimmter Zwecke des bürgerlichen und geselligen Lebens Gelegenheit bietet. „Nach dem Grundsatz, daß sich die Nächstehenden (Nachbarn) auch am nächsten und häufigsten berühren, mithin auch am meisten unterstützen und genauesten überwachen können“, ist jede sächsische Gemeinde in mehrere, meist vier Abtheilungen (Nachbarschaften) getheilt, denen alle Gassen und Häuser der Gemeinde zugeschlagen sind. Zweck dieser Nachbarschaften, an deren Spitze der freigewählte „Nachbarvater“ steht, ist: Hülfeleistung der ganzen Nachbarschaft in Freud' und Leid ihrer Genossen und Emporhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Als Mitglieder solcher Nachbarschaft, beginnt für das

junge Ehepaar gar bald die schwere, vielbewegte Thätigkeit, die wahrlich im Schweiß des Angesichts das tägliche Brot schafft und ißt. Besonders ist der Winter eine gar schwere Zeit für den siebenbürgischen Landmann. Langsam schleicht in den einsamen, von der Heerstraße weit abseits liegenden Dörfern die lange Winterszeit dahin, wenn die Berghalden ringsum, meist in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erstarren. Dann sitzen die Leute Abends beisammen, und während die Hausfrau mit Spinnen beschäftigt ist, erzählt der Eine oder der Andere Geschichten aus weitentrückter Vergangenheit oder Märchen von den Fahrten der Hexen (Truden), die in der Thomasnacht ihre Versammlung abhalten, wobei der Erzähler es nie unterläßt, seine Märe mit den Worten: „Arbes än de íren, de Trude selen esz net híren“ (Erbsen in die Ohren, die Truden sollen uns nicht hören) einzuleiten, um sich und seine Zuhörer „vor Schaden“ zu sichern. Zuweilen gehen die jungen Eheleute auch in die „freie“, allgemeine Spinnstube, um an der Unterhaltung der Jugend theilzunehmen; sagt doch das Sprichwort: „Ug e fármán, dier némi plátsche kán, hírt det plátsche gárn“ (Auch ein Fuhrmann, der nicht mehr knallen kann, hört das Knallen gern). Die Arbeit zur Winterszeit nimmt ohnehin einen gar kleinen Theil des Tages in Anspruch. Die Felder sind mit der Winterfrucht schon längst „bestellt“; die Aussaat des Weizens ist vor oder in der Woche nach Sct. Michaelstag geschehen, wobei man den alten Brauch ja nicht vergessen hat, die erste Handvoll Samens rückwärts über den Kopf zu werfen und während des Säens kein Wort zu sprechen, sonst würden die Vögel die Frucht verzehren. Ja, wenn im vergangenen Sommer das Korn nicht recht gediehen ist, so hat man auch Nachts 12 Uhr von einem frischen Grabe Erde geholt und dieselbe auf den Acker gestreut oder kleine Kuchen aus Weizenmehl und der Milch einer Frau, deren Kind vor kurzem gestorben ist, gebacken und

dies Gebäck bei der Ausfaat auf den Acker gestreut, damit die nackte Frau, die zur Sommerszeit im Korn sitzt, die Aehren nicht abschneide. Und kommt dann endlich mit dem Sct. Georgstag der langersehnte Lenz heran und steht dann um diese Zeit das Korn so hoch, daß sich der Rabe darin verstecken kann, oder wo der Wolf um Georgi „ins Korn zieht“, giebt es gute Ernte. Hat die „Jungfer Sonne“ auch den letzten Schnee „verschlungen“ — wie es im Kinderräthsel heißt:

Af dem birebum óne bläder	Auf dem Birnbaum ohne Blätter
Sász e fijel óne fadern,	Sitzt ein Vogel ohne Federn,
Kid en jángfer óne mel,	Kommt eine Jungfrau ohne Mund,
Frászt de fijel óne fädern	Frißt die Vögel ohne Federn
Fun dem birebúm óne bläder,	Von dem Birnbaum ohne Blätter,

da hängt an allen Bäumen und Büschen Lust und Liebe, und da singt es und klingt es alsbald auf der Au und im Walde jubelnd in die weite Welt hinein. Draußen auf dem Felde und daheim auf dem Hofe herrscht frischfreudiges Zugreifen. In der frischen Lenzluft, am Rande des tausendjährigen Hochwaldes mit seinem Blätterrauschen, Quellengemurmel und Vogelgesang arbeitet die ganze Familie von früh Morgens bis spät Abends voll Lust und Freude und in der Hoffnung auf „gesegnetes Gedeihen“ der Arbeit. Hat ja doch die Familie des alten Brauches nicht vergessen, beim ersten Austreiben des Viehes im Frühjahr, beim ersten Ausfahren zur Feldarbeit eine Pflugschar oder ein Messer in das Gassenthor zu legen, so daß das Vieh darüber schreiten muß, wodurch es von vielen Krankheiten geschützt bleibt und der „Erntesegen“ die Scheuern füllen wird. Gegen den Vogelfraß und das „Verwehen“ (durch den Wind) der Körner haben die Frauen des Hauses mit herabhängenden Haaren den Feldzauber gesprochen:

Ech hiden dech Satan, te wilt mer	Ich bitte dich, Satan, du wollest mir
gien,	geben,
Dat des hemels reiw uofspráinj;	Daß des Himmels Reif aufspringe;

Die wäl ij afhiewen	Den will ich aufheben
Und iwer me lânt schiden,	Und über mein Land schütten,
Dat ale hârzkegder des . . . hatterts	Daß alle Herz- (Keim) körner des . . .
	Hatterts
Mir zâkun af me lânt,	Mir zukommen auf mein Land
Unt me lânt iwerflâszich sâ.	Und mein Land übersießend werde.

Ist das „Fahr“ gut und das Korn gereift, da ziehen schon im Morgengrauen die Familien hinaus auf das Feld; die Männer tragen die Sicheln, die Frauen und Mägde ein Körbchen am Arm und Körbe, mit Mundvorräthen gefüllt, auf dem Kopfe. Bis die Sonne den Horizont übersteigt, liegen schon viele tausend thaufeuchte Aehren, von der sinken Sichel der Schnitterinnen gefällt, am Boden, während die Männer in fröhlichem Gespräch begriffen, die schwerfälligen Wagen mit dem „Gottesseggen“ beladen. Singend und schwägend, ganz der Freude hingegeben nach der mühseligen Arbeit des Tages, ziehen die größeren und kleineren Trupps im Dämmern in die Dörfer zurück. Dies sind die sonnigen Tage der Wonne, wo das Herz des armen Volkes voll und ganz in Lust und Fröhlichkeit austönt, „wo es auf den Adlerflügeln der Poesie durch die staubige Wüste des Lebens“, hoch über Hunger und Kummer hinweg, nach den sonnigen Höhen seines Daseins getragen wird, umrankt vom Sommergrün der Hoffnung, nimmer satt von einer bessern Zukunft träumt. Und fällt dann auch der letzte Garbenbund unter der Sichel, so werden die schönsten Aehren zu einem Kranze gebunden, welchen eine junge Schnitterin bei der Heimkehr dem Hausherrn oder Grundbesitzer mit einem Spruch übergiebt. Wer ihr begegnet und Wasser bei der Hand hat, eilt herbei, sie zu begießen, sonst müssen im folgenden Jahr die Früchte an Dürre zu Grunde gehen.

Während der Arbeit draußen im Felde sitzen die „alten Eltern“ des Gutsherrn daheim und bewachen den Hof und die kleinen Kinder, die an den Arbeiten der Erwachsenen noch keinen Antheil nehmen können. Sie haben das Hinterstübchen des



Hauses bezogen, während im vordern die „Jungen“ schalten und walten und die Betreibung der Wirthschaft in ihre Hände genommen haben. Das fällt dem alten Sachsen im Anfang gar schwer; aber er tröstet sich gar bald mit dem Sprichwort: „De jängen äm schwisz, de älden de häinj d äm schisz“ (Die Jungen im Schweiß, die Alten die Hände im Schoß) oder „De älden häinjderm iwen, d'jängen häinjderm pläch“ (Die Alten hinterm Ofen, die Jungen hinterm Pflug); es soll nur die „Wirthschaft“ gedeihen und das „Elend draußen auf der Straße bleiben“, dann hat er schon auch seine stillen Freuden am Gedeihen der Kinder und Enkel, besonders wenn keine verfehlte Ehe unter ihnen herrscht, sondern das Sprichwort sich auch an ihnen bewahrheitet, daß „iständ äsz krin mat huench“ (Ehestand ist Kren mit Honig). Und hält endlich der unerbittliche Tod seinen Einzug ins friedliche Haus, um „den Alten abzuführen dahin, woher Niemand mehr heimkehrt“, da stirbt er in dem Bewußtsein, daß er von seinen Nachkommen „in Ehre und Sitte“ begraben wird, daß er selbst oben auf der Berglehne, wo sich „der Garten des Friedens“ ausdehnt und die blanken Grabsteine seiner Ahnen herab ins stille Thaldorf schimmern, noch immer zur geliebten „Gemeinde“ gehört, nachdem er ja in der Heimath, nicht aber wie ein Eingewanderter („Hergelaufener“) in fremder Erde, seine letzte Ruhstatt gefunden.

In zäher, ernster Arbeit hat er sein Leben zugebracht, wirthschaftlich und sparsam, im ganzen sehr mäßig gelebt; kein Wunder also, daß er noch mit siebzig Jahren manchmal als „Aushülfe“ hinter dem Pflug geschritten ist und noch auf der Hochzeit der Enkelbraut munter getanzt hat. Aber unversehens kamen die Tage der „Gebrechlichkeit!“ Da flogen die Raben krächzend über dem Hause hinweg und vor dem Thore hatte sich ein Pferd im Staube gewälzt. Nun wußten es die Nachbarn, daß der Alte „andjern häg“ (unter den Hag, Hecke) komme. In einer

herbstlich-trüben Nacht heulte noch obendrein ein schwarzer Hund vor dem Hause. Die Hausleute suchten ihn zu beschwichtigen, indem sie ihm Speck hinauswarfen, der an den Füßen des Kranken gerieben wurde; aber der Hund verschmähte den fetten Bissen, und als die Sonne über die Zackigen Felskanten der nahen Berghalden stieg, hatte der Alte das „Zeitliche gesegnet“. Man hatte ihm ein Polster mit Erbsenstroh unter den Kopf gelegt und so seinen „letzten Kampf“ erleichtert. Die Fenster der Stube sind geöffnet, damit die Seele hinausfliegen könne, und da liegt nun der Greis, angethan im Bräutigamshemd, das seine Gattin zu diesem Zwecke viele, viele Jahre lang aufbewahrt hat; sie haben ihm den neuen Brustpelz und auch den Ledergürtel angelegt, die blauen „Sonntagshosen“ und die neuen, langröhrigen Stiefel angezogen. So liegt er im einfachen Sarg, sein bleiches Gesicht umspielt von den neugierigen Strahlen der Sonne, die durch die Löcher des Fenstervorhangs hereinguckt; Friede und Ergebung schwebt um die stramme, reckenhafte Gestalt des biedern „Alten“. Draußen im Hausflur, in Küche und Keller herrscht indessen reges Leben. Der Nachbarvater hat beim Pfarrer die „Leiche bestellt“ und die Hausgenossen treffen Vorkehrungen zum morgigen „Todtenmahl“.

Raum ertönen am nächsten Tage die dumpfen Töne des „Seelenpulses“ (Todtenglocken) vom schlanken Thurme herab, da begleitet schon das ganze Dorf den Sarg, den sechs Männer der Nachbarschaft tragen, — hinauf auf den Bergfriedhof, um ihn „ehrenvoll unter den Rasen zu schaffen“. Nach dem einfachen Leichenbegängniß versammelt sich die „Freundschaft“ (Verwandtschaft) zur „Leichencoquin“ (Todtenmahl), wobei die Gäste „zum Andenken des Seligen“ mit reichen Gaben von Trank und Speise „geehrt“ werden. Der nächste Tag nimmt schon wieder die „Wirthschaft“ mit ihren Mühen und Plagen, das ganze Sinnen und Treiben der „Hinterbliebenen“ in An-

spruch, und während auf dem Grabe des Verstorbenen Gräser und Feldblumen sprießen, blühen und vergehen, wandelt das Volk dort unten im einsamen Thaldorfe denselben Weg in seinem Thun und Lassen, den seine „Altvordern“ in Ehren bereits zurückgelegt haben.

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargestellt das Leben und Treiben, die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche der Siebenbürger Sachsen, dieses gutmüthigen, biedern Volksstammes, der jahrhundertlang an der äußersten Grenze westeuropäischer Kultur eine „hohe Warte“ für deutsches Wesen, Sinnen und Streben geblieben ist. Wenn auch das Einzelne in Sitte und Brauch dieses Volkes im Laufe der Jahrhunderte Verwandlungen erlitten hat: die subjektive Wirklichkeit, auf die es allein ankommt, ist in den Grundzügen sicher erhalten, und es wird sich vielmehr Jeder, der für die Kultur eines Volkes überhaupt Interesse hat, bemühen, mit ihrer Hülfe den innersten Kern zu erfassen, die erste Ursache derselben zu ergründen und auszuforschen, und es wird sich ihm sicher als Entgelt für seine Mühe ein Körnlein goldener Weisheit offenbaren. Sind doch die Ansichten und Gebräuche eines jeden Volkes für den Kulturhistoriker von höchstem Interesse, besonders wenn sie als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen in das Leben und Denken, Fühlen und Streben längstentschwundener Geschlechter einzudringen, uns das Verständniß derselben zu erschließen. Ureigenes deutsches Denken und Fühlen offenbart sich in Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen; freilich Dampfmaschinen und Eisenbahnschienen vertreiben auch in Siebenbürgen gar bald die Waldeinsamkeit, die Einfachheit und das treuherzige Festhalten an althergebrachten Sitten und Gebräuchen; was Wunder, wenn auch diese im allgemeinen Amalgamierungsprozeß sich auflösen, zu Grunde gehen. Dieser Richtung läßt sich nichts anhaben. Unaufhaltbar geht das Rad vorwärts, und das Einzige, was wir thun können, ist, daß wir

so viel wie möglich von den schwimmenden Blüthen aus dem eilenden Strome zu retten suchen, bevor das zermalmende Rad sie vernichtet. Sinnigkeit und Poesie, mögen sie aber weben und schweben fort und fort um den Herd unseres Volkes wie gute Lichtgeister und uns helfen, die Drangsale des Lebens zu überstehen, ja dieselben zu verschönern.

### Anmerkungen.

<sup>1</sup> Originaltext in Haltrich-Wolff's trefflichem Werke: „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“, Wien 1885. S. 239.

<sup>2</sup> Haltrich-Wolff a. a. D. S. 261.

<sup>3</sup> Vgl. Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, Wien 1879. S. 16 ff.

<sup>4</sup> S. Fr. W. Schuster, Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen (im Archiv des Vereines für siebenbürgische Geschichte Bd. IX und X. Kronstadt 1870). S. 276.

<sup>5</sup> Fr. W. Schuster, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. Hermannstadt 1865. S. 322.

<sup>6</sup> Vgl. E. V. Nachholz, Aemanisches Kinderlied und Kinderpiel, Leipzig 1857. S. 139 ff. („Die drei Märclein“).

<sup>7</sup> Die mythische Deutung dieser Redensart s. bei Schuster a. a. D. S. 430.

<sup>8</sup> Vgl. Schuster, Deutsche Mythen S. 248.

<sup>9</sup> Die Deutung dieses Spieles bei Schuster, Deutsche Mythen S. 413.

<sup>10</sup> Schuster a. a. D. S. 467. Das Mémädchen hat seinen Namen von mé, womit das junge Laub des Waldes bezeichnet wird.

<sup>11</sup> Schuster a. a. D. S. 468.

<sup>12</sup> Fronius a. a. D. S. 54.

<sup>13</sup> Den Originaltext s. bei Schuster a. a. D. S. 104.

<sup>14</sup> Den Originaltext s. bei Schuster a. a. D. S. 92.

<sup>15</sup> Den Originaltext s. bei Schuster a. a. D. S. 29.

<sup>16</sup> S. Fronius a. a. D. S. 72 ff.

<sup>17</sup> S. Schuster, Deutsche Mythen u. j. w. S. 311.

<sup>18</sup> S. die mystische Deutung bei Schuster, Deutsche Mythen S. 413, Fronius a. a. D. S. 87 und Joh. Maeh. Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit (Schäßburger Gymnasialprogramm pro 1859/60) S. 85.

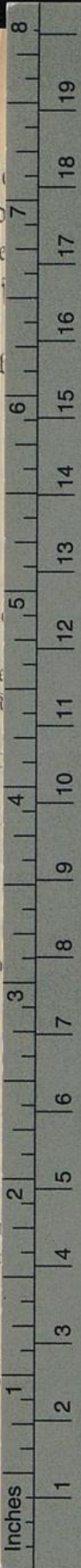
so viel  
eilend  
sie ver  
und  
gute  
zu üf

funde  
in Sie  
Quelle  
X. S  
stadt  
Leipzi

von n

Frön  
Bauer

Druck  
(512)



© The Tiffen Company, 2007  
**TIFFEN** Color Control Patches

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

Blüthen aus dem  
zermalende Rad  
sie aber weben  
feres Volkes wie  
gale des Lebens

Werke: „Zur Volks-  
39.

chischen Bauernleben  
ebenbürgisch-sächsischen  
Geschichte Bd. IX und  
Volkslieder. Hermann-  
Lied und Kinderpiel,  
chuster a. a. D. S. 430.

atische Mythen S. 413.  
en hat seinen Namen  
net wird.

S. 104.  
S. 92.  
S. 29.

311.  
atische Mythen S. 413,  
ebenbürgisch-sächsische  
o 1859/60) S. 85.

Richter) in Hamburg.